

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 1 (1911)

Heft: 29

Artikel: Alfred Huggenberger [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636785>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Winkelried mit dem Arm voll Spießen, Eidgenossen mit Morgenstern und Hellebarte auf die Ritter einstürmend, die trozig mit ihrem Speerwald dräuen. Über der Mittelgruppe hält eine schöne Mädchengestalt in lichtem Kleide als Helvetia den Ehrenkranz mit der Inschrift: „Erhaltet mir Weib und Kind, die Eurer Hut empfohlen sind.“

Zum Schluß der Feier zieht Jung und Alt in Gruppen und kleinen Bügen aufgelöst auf den Hügel hinauf zum lodernenden Feuer, das inzwischen die Buben angezündet haben.

Ein tolles Freudenleben entwickelt sich mit Jauchzen und Reigentanz.

Rings auf den Höhen flammen die Freudenfeuer. Die Hirten haben schwere Holzbürden zuerst auf den Felsengipfel hinaufgetragen; ihr Feuer, das höchste im Lande, will sagen: Auch wir lieben das Vaterland!

„Und so lang ich noch leb', meine Freud auf der Welt
Muß auf dich, ja auf dich und dein Glück sein gestellt!
Du mein teuerstes Land, du mein heimisches Land,
O du Schweiz! wie ich kein's unterm Himmel noch fand!“ J.V.

Alfred Huggenberger.

— Schluf. —

Ein liebevolles Verständnis für das Kleine und Schwache in Natur- und Menschenleben ist dem Dichter eigen. So versteht er die Sprache des unfruchtbaren Bäumchens, das unschuldig sterben soll; es hat in eitler Freude am Frühling und Sonnenschein den Tag verscherzt, zu früh geblüht, seine Kraft vergeudet, kein Glück versäumt; drum ist es unfruchtbare geblieben:

„Ich weiß, ich hab' nicht wohl getan —
Ich weiß, daß ich nicht anders kann.“

Nun bittet es noch um einen einzigen Tag . . . Wer erkennt hier nicht die poetische Einkleidung des pädagogisch-juridischen Problems, das unsere Zeit zu lösen sich anschickt? Das Märchenreich der Wiese mit seinem Krabbelvolk von Emjen und Käfern und Grillen und Mücklein ist meisterlich geschildert im Gedichte „Kleines Reich“. Der Dichter schaut in die großen, stummen Augen der Natur:

„Ein Grashalm zittert neben mir,
Ein Mücklein schwingt sich drauf geschwind
Aus fühlverstecktem Nachtkuartier,
„Was willst du, großes Menschenkind?
Du wirst wohl kaum ergründen,
Was jedes von uns summ und sinnt.““

Den besten Naturdichtern aller Zeiten tut es Huggenberger gleich; er hat als Bauer eine ganz persönliche Note noch beizutragen, was viele andere nicht können: sein eigenes Miterleben. Die „klare Herrgottsfrühe“ hat er tausendmal in sich aufgeflogen, seiner Wiese hat er tausendmal „das Haar gefämmt“; drum kann er auch besser wie andere empfinden: „Und gib's was Schöneres auf der Welt als so ein sauber gepflügtes Feld!“ und drum lacht ihn die gemähte Wiese an „wie ein staunend Kind“. Und kann ein anderer Dichter leicht den Klang des Dengelhammers, das Gejurre des Wehsteines, das Sirre-sang, Klirre-klang der Sense oder gar das „raffelnde Mähmaschienentier“ poetisch verwerten? Es gibt, wie mich dünt, nur einige wenige Gedichte, die diese Poesie ausschöpfen. Unser Bändchen enthält sie: „Der Mäder“, „Vor der Ernte“, Reife Wiese“, „Auf der Mähmaschine“.

Ich will aber die Leser nicht irreführen so etwa, daß sie in Huggenberger einen lyrischen Spezialisten erblicken sollten. Ihm sind auch die großen Probleme der Welt Poesie nicht fremd. Er besingt mit Tönen, die an das Volkslied und an „Des Knaben Wunderhorn“ gemahnen, was das Herz von Liebe und Glück träumt und erhofft.

„Wann kommt das Glück gegangen,
Von dem wir oft geträumt?
Es läßt uns hoffen, bangen
Und säumt, und säumt.“

Oft kommt ihm die Antwort ganz unvermutet auf die Lippen, wenn er sein frohes Heute empfindet als Gewinn seines eigenen arbeitsreichen Lebens:

„Leis legt sich auf den Pfad der Mühe
Des Glückes wunderbarer Schein.“

Oder wenn er seiner lieben Gefährtin gedenkt:

„Nun schreit' ich singend hinterm Pfug;
Das Leben macht mich reich genug.
Die Rosen plaudern Tag und Nacht
Vom Glück, das in zwei Herzen wacht.“

Oder auch, wenn er am Waldsaume die Wiese mäht, dann schwebt es als Symbol hoch oben in blauer Luft.

Mit Storm und Mörike wetteifert er, den Volkston zu treffen. Manche seiner Lieder dürfen sich mit dem Besten messen, was diese bewußten Volksliederdichter geschaffen. An Richter oder Schwind im Inhalt und an Goethe im Stil erinnert das, wie mir scheint, beste Gedicht dieser Gruppe:

Hochzeit.

Sonnengold auf allen Wegen,
Blütenneue auf Kranz und Flor;
Zwischen schimmernden Gehegen
Steigt ein Hochzeitszug empor.
Fröhle, jungendfröhle Paare,
Mütterchen im Schmuck der Jahre,
Laufschuh bang der Glocke Chor.

In der dämmrigen Kapelle
Glimmert leis das ew'ge Licht.
Eine zögert auf der Schwelle,
Rösig glüht ihr zart Gesicht.
Rimm den Kelch, du junges Leben!
Was der Herrgott uns gegeben,
Falsche Gabe ist es nicht!

Ob der Pfad oft hart zu gehen,
Dräum an Wege Dorn und Stein,
Wenn vier Augen sich verstehen,
Muß es schön zu wandern sein.
Mancher will sich selbst betrügen,
Doch das Glück glaubt keinen Lügen:
Liebe baut das Haus allein.

Den Märchenzauber und das geheimnisvolle Schweigen des Waldes besingt er in wunderbaren Tönen. Sein „Lied vom Walde“ atmet den Duft der ahnungstiefen Romantik Eichendorffschen und Tieckischen Gedenkens. Hier wie anderswo beobachte ich die geniale Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt:

„Doch wenn ein Harfner, gottbegnadet,
Das Lied vom Walde fänd:
Das Lied, das alle Zauber löst,
Das alle Rätsel deutet,
Dann wär der Traum zu End!“

Aus dieser Reimlosigkeit der ersten Zeilen und dem unvermuteten, kurzen Reimschluß des Strophendenes hört mein Ohr das Stammeln des übervollen Dichterherzens heraus, das diese Fülle der Poesie nicht zu fassen vermag. Dazu stimmt die Märchenwelt mit der Personifizierung des Waldeschweigens in den wundervollen Versen:

„Kein Wesen darf die Stille töten,
Es ringt kein Laut sich los.
Die Herrin reitet durch ihr Reich
Auf silberweißem Zelter,
Den Hufschlag trinkt das Moos.“

Neben all dem Schönen und Feinen, das die Abschnitte „Heimgarten“, „Im Volkston“, „Bunte Lese“, des Bändchens enthalten, könnte ich persönlich die „Balladen“ und die Reitersieder leicht missen. Dem Dichter sind sie gutes Recht. Ich werde aber kaum fehlgehen, wenn ich die Stärke und die Bedeutung der Huggenbergerischen Lyrik in jenen kleinen, gedankenvollen, poetisch schweren Gedichten sehe, die die liebenswürdige, in Lebenserfahrung gereifte Dichterpersönlichkeit so rein und hell wiederstrahlen. Es ist dasselbe, was uns Hebbels und Meyers Lyrik wertvoll macht. Ich schließe diese Betrachtung mit dem Gedichte, das mir diesen letztern Gedanken aufgebrängt hat.

Sonnenzauber:

Wer in diesen Sommertagen
Möcht' nach Herbst und Winter fragen?
Solches reiche Sonnenleben
Kann uns nur der Sommer geben.

Als mein Herz noch ahnend schwärzte,
Sich um Frühlingsflitter hörnigte,
Wähnt' ich: Wann dies Licht verglommen,
Wird der tote Friede kommen.

Friede! Ja das ist dein Weben!
Doch dein Hauch bedeutet Leben!
Quellen sprudeln tief im Grunde;
Gnadenzeit ist jede Stunde!

Sieh den Baum im Licht sich baden,
Heilgeflücht von Not und Schaden!
Wächst der Trost, wenn Stürme toben:
Sonnenzauber zieht nach oben!

* * *

In der Besprechung des zweiten Büchleins, des Novellenbuches, muß ich mich des Raumes halber kürzer fassen. Von den kleinen Leuten wollen uns diese Geschichten erzählen. Seit Jean Paul versteht das deutsche Lesepublikum die „Freude an kleinen Dingen“. Das Interesse an kleinen Schicksalen, für das Glück und das Leid der kleinen Leute fand Nahrung und Stärkung in der Dorfgeschichte, die bei Böckle und Auerbach in sentimentalischer Färbung breitpuriert auftritt, von Gotthelfs Realismus durchglüht und von Kellers reifer Poesie geläutert und geklärt wird. Huggenberger steht hier ein. Dass er den Naturalismus nicht mitmach, dem viele seiner schweizerischen Kollegen huldigen, begreifen wir im Hinblick auf sein künstlerisches Wesen und seine derzeitige Entwicklungsstufe gut. Diese letztere erscheint mir gekennzeichnet in der ersten der sechs Erzählungen des Sammelbändchens. „Daniel Pfund“ ist nicht nur die beste Erzählung, die Huggenberger bis heute geschrieben hat (so weit ich sein Geschriebenes kenne), sie ist eine der besten der deutschen Literatur überhaupt. Die Behauptung erscheint kühn; ich kann des Raumes halber nur andeuten, nicht beweisen.

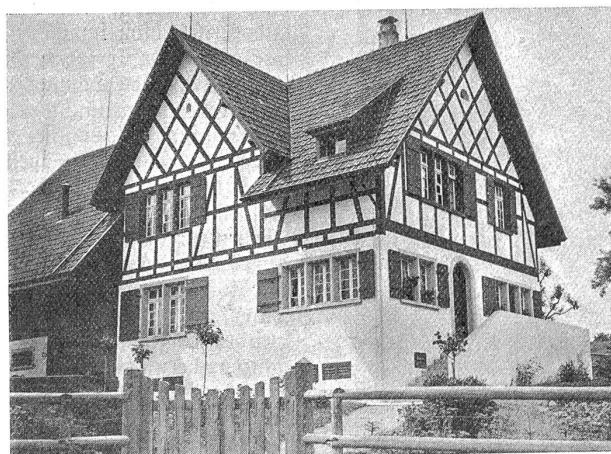
„Daniel Pfund“ ist vor allem gut erzählt. Das ist das erste Erfordernis, das Ultmeister Goethe für die Erzählung aufstellt („Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“). Was darunter zu verstehen ist: das schlichte Nacheinander von Handlungen in gleichmäigigem nicht zu schnellem und nicht zu schleppendem Tempo. „Daniel Pfund kam mit 12 Jahren als Dienstknabe nach dem Dörfchen Kaltacker oberhalb Reichenberg. Im vierundfünfzigsten starb er daselbst als lediger Gütnerknecht.“ Das klingt in dieser lapidaren Kürze überzeugend und wahr, wie der Anfang einer Novelle aus Boc-

caccio. Wer so beginnt kann auf Interesse rechnen; ganz sicher kommt der Erzähler bald mit der „merkwürdigen Begebenheit“, auf die der Leser ein gutes Recht hat. „Nicht daß er sich nie um die Mädchen gekümmert hätte,“ so fährt die Geschichte fort (man beachte die geschickte Verzahnung mit dem vorhergehenden Satz!). Gleich kommt der Dichter zur Hauptache: Daniel Pfunds Liebesgeschichte. Und nun folgt Satz um Satz die Abwicklung eines Lebensschicksals, das uns bis zum glücklichen Ende spannt und fesselt; denn es ist ein ergreifend schönes Leben, das Leben dieses Daniel Pfund. Ein königlicher Charakter steht in diesem schlichten Bauernknecht; treu in der Liebe, aber rein bis ins innerste Mark, durchdrungen vom Pflichtbewußtsein, seiner selbst sicher auch in den schwülsten Stunden der Anfechtung. — C. F. Meyer sieht als poetisches Problem eine große Versuchung (Pescara, Herzog Rohan, Angela Borggia, die Richterin). Huggenberger führt seinen Daniel Pfund durch viele kleine Versuchungen hindurch; immer aber geschieht dies mit Meyerischer Kunst: der Held steigt groß daraus hervor. Da ich von C. F. Meyer spreche, kommt mir noch eine Parallele zu Sinn. Man hat viel Meyers Kunst der Ausnützung der malerischen Situation gerühmt (Cangrandes Hof am Herdfeuer in der „Hochzeit des Mönches“, Dantes Erscheinen und sein Abtreten ebendort). Dieselbe Kunst finde ich im Daniel Pfund verwendet: „Daniel Pfund wezte etwas länger als sonst, um der leichtfüßig Abwärtschreitenden unauffällig mit den Blicken folgen zu können, bis sie im Haselhölzchen verschwand.“ „Am Abend, als er mit dem Pferd am Brunnen stand und ihm zuschaute, wie es gestreckten Halses mit durstigen Lippen das Wasser einsog, und von jedem Schluck zwei kleine Bächlein bei den Mundwinkeln herausrinnen ließ, . . .“

„An einem hellen Herbstnachmittag war Daniel hart an der Kerstenbergerstraße mit Obstlesen beschäftigt. Da kam die junge Schwedibäuerin auf dem braunen Rennwagen den Berg herab gefahren . . . Sie hielt das Pferd an und wandte sich auf dem Siege halbwegs nach ihm um . . .“

Dem Erzähler Huggenberger stehen alle die gebräuchlichen Kunstmittel wie das retardierende spannungswirkende Einhalten und Ansichthalten, die Kontrastgebung, das Mittel der Naturstimmung (Gewitter im Moment der Versuchung durch die Nani Steiner) u. zur Verfügung. Mit der Meisterschaft aber, die ihn an die Seite unserer größten Erzähler rückt, handhabt er die indirekte Charakteristik, d. h. die Charakterdarstellung durch die Handlung. Als Daniel Pfund zweieundzwanzig Jahre alt war verliebte er sich in Alwine Merk. Das ging so zu: Alwine kam neben Daniel vorbei, als dieser mähte. „Ihre Blicke kreuzten sich eine Sekunde lang; da war es ihm, als sei ihm jetzt etwas ganz Sonderbares begegnet.“ Noch lange dachte er darüber nach: was sie wohl mit ihrem Blick gemeint habe, und ob er sie wohl hätte anreden sollen, etwa:

„Früh, früh!“ oder „Wie steht's in den Reben?“ Später, als er ihr den Waschkorb tragen half, dachte er; „Ah, wenn man doch immer neben ihr schaffen könnte!“ Und dann die köstliche Selbstcharakterisierung: Wie Daniel im Kasperlitheater steht und der Kasperli, der sich sogar über den Teufel hinweggesetzt, am Ende im breiten Rachen des Krokodils verschwand, da denkt er bei sich: „mit Recht tun wäre er halt doch weiter gekommen.“ Wer sieht da nicht schon den gutmütigen, redlichen Daniel vor sich, der seiner Liebsten zu liebe die traute Tabakspfeife zupflügt und, nachdem er sie später wiedergefunden,



Huggenbergers Wohnhaus in Gerlikon.

im Kleiderkasten als Liebesandenken bis an sein seliges Ende verwahrt.

Nicht minder vollendet ist das prächtige Naturkind, die Alwine Merk, in ihrer Art auch ein ganzer und tüchtiger Mensch. Sie will eine richtige Bäuerin werden, ein Haus haben „an der Straße mit roten Riegeln und grünen Läden“. Zugleich sieht sie das tapfere, treue Herz des Knechtes und kann nicht von ihm wegkommen. Der Dichter hat hier bewußt oder unbewußt ein Naturspiel poetisch verwertet, das so oft im Leben sich wiederholt: zwei ungleiche Seelen, die sich gegenseitig anziehen und doch nicht zusammenkommen können, weil ein ganz kleines Etwas sie immer auseinanderreißt...

Aehnliche psychologische Probleme werden in der dritten

und vierten Novelle behandelt. An Heyse und Storm erinnern „Der Holz-Schuhmacher“ und „Um Heidentweih“; inhaltlich, weil von seltsamen Menschen und wunderlichen Schicksalsverknüpfungen die Rede ist, technisch, weil sie die Erzählsform tragen, die jenen Novellenmeistern eignet: die Ichform. Hier wären noch viele Zusammenhänge aufzudecken, die Huggenberger mit seinen kongenialen Vorgängern verbindet. Insbesondere müßte man auf das Zusammenfinden Huggenbergers mit G. Keller hinweisen, das sich besonders auffällig in der prächtigen Charakternovelle „Jakob Spöndlis Glückssfall“ zeigt. Diese Erzählung könnte füglich neben den „Missbrauchten Liebesbriefen“ in den „Leuten von Seldwyla“ stehen.

Die Kirche von Hindelbank.

Von Dr. A. Zesiger.

„Horch, die Trompete schallt, ihr Klang dringt durch das Grab —
Wach auf mein Schmerzenssohn, wirf deine Hülsen ab.
Dein Heiland ruft dir zu, vor ihm flieht Tod und Zeit,
Und in ein ewig Heil verschwindet alles Leid.“

So sang der große Haller im Jahr 1751 das Grabmal Rahls für die Frau Langhans, zu dem die Empfindsamen aller Stände vor 150 Jahren pilgerten und den Ruhm der Kirche weit herum verbreiteten. Vor etwa einem Menschenalter begann der Glanz des Grabmahls zu verblasen, die Gebildeten aber pilgerten wiederum nach Hindelbank, denn im Kirchenchor schimmerten prachtvolle Glasgemälde, vier ganze Fenster in der üppigen Pracht des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts; als Hüterin dieses Schatzes wurde die Hindelbanker Kirche zum zweiten Mal weit herum bekannt.



Die Kirche von Hindelbank vor dem Brande.

Der 21. Juli 1911 hat beides vernichtet. Kurz vor 3 Uhr nachmittags, als dumpfe Hitze über der ganzen Gegend brütete, kaum gemildert von einer stoßweise wehenden Biße, züngelte gegenüber von der Kirche ein gieriges Flämmchen zum Dach hinaus, eine halbe Stunde später brannten sechs, eine Stunde später dreizehn Häuser und mitten drin auch sie, unsere Kirche. Der hochgedeckte Turm fing zuerst Feuer; jedenfalls schon eine Viertelstunde nach dem Brandausbruch hatten die ersten Funken den Helm angezündet, um 3 1/4 Uhr blieb die Uhr stehen. Kurz vor vier Uhr donnerten die vier Glocken in die Tiefe, kaum daß sie noch hatten um Hilfe rufen können. Als um fünf Uhr die Berner Dampfspritze nach rasender Fahrt im Dorf ankam, lag die Kirche schon in Asche; vom Turm aus hatten die Flammen die Orgel, den Dachstuhl und schließlich das ganze Schiff ergripen, krachend waren die brennenden Holzmassen hinuntergestürzt, mannhoch das Gotteshaus mit glühendem Schutt erfüllend. Klirrend zersprangen die Scheiben gegen 1/2 6 Uhr, der letzte Rest der alten Herrlichkeit.

Die Kirche in Hindelbank wurde um das Jahr 1510 neu gebaut, als der Kirchensaß an die bernische Familie von Erlach kam; zur Stunde noch prangt über der geschwärzten Turmtür das Erlachwappen, das Hans von Erlach in berechtigtem Stolz anbringen ließ. Eine einschiffige Anlage mit Chor war entstanden, auf der nördlichen Langwand standen zwei gewölbte Seitenaltarnischen, das Ganze überdeckte eine einfache Holzbiele; ehrlich und derb strebte der viereckige Turm empor, schlank und zierlich krönte ihn ein spitzer Helm, feierlich luden die Glocken die Frommen zu Gebet und Predigt. Das Innere war nach damaliger Sitte kahl, ohne Bestuhlung und Orgel, bloß im Chor stand der Altar mit dem Allerheiligsten. Dafür sorgte die Farbenfreude der damaligen Zeit für einen reichen Schmuck an Glasgemälden, deren satte Töne das grelle Sonnenlicht in geheimnisvolles Gefunkel auflösten. Voran ging der läbliche „Stand“, d. h. die Regierung von Bern, die 1510 ihr Wappen und den Schutzpatron St. Vinzenz stiftete; kurz nachher oder zur selben Zeit schenkte der Stand Solothurn sein Wappen und seinen heiligen Ursus und der Kirchenstifter einen heiligen Johannes, den Evangelisten und den Erlöser mit Maria und Johannes, sowie einen heiligen Christoffel und eine heilige Katharina. Zwei Jahrhunderte später wurden die vier Chorfenster gefüllt mit Stiftungen der weitverzweigten erlachischen Verwandtschaft, die fast den ganzen bernischen Adel der damaligen Zeit umfaßte und ursprünglich im alten Erlachhaus an der Fünfergasse gewesen waren. Acht große viereckige und 56 kleinere runde Scheiben waren da und im Fenster der südlichen Schiffswand noch zwei weitere größere und acht kleinere — im Ganzen 74 Werke der bedeutendsten damaligen Glasmaler.